



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Darstellung. Ich kann hier nicht näher auf diese Frage eingehen und empfehle dem Leser, der sich dafür interessiert, eine Leipziger Inauguraldissertation von Hermann Lindemann über Alphonse Daudet als Humoristen (1896), eine eingehende Studie, die sich auch durch ihre geschmackvolle Form noch besonders auszeichnet.

Es liegt nahe, den Humoristen Daudet mit Dickens zu vergleichen, und in der That ist schon oft auf die Ähnlichkeiten zwischen beiden Schriftstellern hingewiesen worden, auf die Entbehrungen und das Elend in ihrer Jugend, auf den Kampf beider mit den Widerwärtigkeiten des schriftstellerischen Berufs, auf ihre Selbstbiographien, der von Daudet in *Le Petit Chose* und der von Dickens in *David Copperfield*. Ja auch manche Gestalten und Szenen bei Daudet haben eine auffallende Ähnlichkeit mit einigen bei Dickens, z. B. der Vater Delobelle in *Fromont jeune* mit Mr. Turveydrop in Dickens *Bleak House*, manche Stellen in *Jack* erinnern an *Nicholas Nickleby* und *Oliver Twist* usw. Aber man darf nicht vergessen, daß sich, wenn zwei Schriftsteller dasselbe Problem oder dieselbe Gesellschaftsschicht behandeln, auch manche Ideen und manche Gestalten beiden aufdrängen werden; es ist daher immer gewagt, gleich von Entlehnungen zu sprechen, wo es sich nur um zufällige Wegkreuzungen handeln kann. Daudet selbst ist immer ungehalten darüber gewesen, wenn man ihn mit Dickens verglich, auch schon dann verglich, als er noch nichts von diesem Schriftsteller gelesen hatte. Er weist den versteckten Vorwurf der Anlehnung entschieden zurück, besonders in seinem Buche *Trente ans de Paris, histoire de mes livres*, mit den Worten: *Je me sens au cœur l'amour de Dickens pour les disgraciés et les pauvres, les enfances mêlées au misère des grandes villes, j'ai eu comme lui une entrée de la vie navrante, l'obligation de gagner mon pain avant seize ans; c'est là, j'imagine, notre plus grande ressemblance.*



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wider den Umsturz. Der dauernde Bestand einer vorläufig hinreichend starken deutschen Kriegsflotte ist durch die letzten Reichstagsbeschlüsse gesichert. Die positiven Parteien haben — hoffentlich aus vollem Herzen — ja gesagt; die stets verneinenden sind „umentwegt“ ihren Grundsätzen treu geblieben und konnten das ja auch ruhig, da die verantwortliche Entscheidung an anderer Stelle lag. Die Parteien, die diese Entscheidung gaben, die das Zünglein an der Wage waren, haben zum Schluß politische, wirtschaftliche und sogar konstitutionelle Bedenken beiseite gesetzt, weil sie begriffen, daß sie andernfalls eine selbstmörderische Thorheit begehen würden. Denn die Regierung hätte mit keiner wirksamern Wahlparole

in die bevorstehende Kampagne eintreten können, als mit der für die überseeische Entwicklung des deutschen Volkes. Nun ist es mit dieser Parole nichts, und soviel auch von allen Seiten zum Sammeln geblasen und getrommelt wird, so kann der nüchterne Politiker doch nicht verkennen, daß jede der blasenden Parteien bis jetzt nur die andern bei sich und um sich versammeln möchte und somit, wie man früher in Oesterreich sagte, „halt alles beim alten bleibt.“

Neueste Äußerungen vom Regierungstische, wie daß das deutsche Volk eingeschlagen sei, und die Regierung für das Wecken Sorge tragen werde, lassen die Vermutung aufkommen, es könne als Wahlparole das Motto „wider den Umsturz“ genommen werden. Die Grenzboten sind gut deutsch und gut kaiserlich und haben sich auch in der Flottenvorlage so gehalten; sie würden jeden Aufruhrversuch als ruchlos und seiner Ausichtslosigkeit halber auch als unsinnig verdammen, wollen aber auch nicht verhehlen, daß sie diese Wahlparole für eine recht unglückliche halten würden. Davon, daß das Motiv schon stark abgespielt ist, wollen wir absehen, denn bei gegebener Notwendigkeit könnte man sich eben der Wiederholung nicht entziehen, aber die Notwendigkeit ziehen wir in Zweifel, und die Tonart, die in den letzten Jahren von der Regierung gewählt worden ist: Fortiter in modo, suaviter in re, hat doch ihr Ansehen leider nicht gerade gesteigert. Also, wir verurteilen jede ungesegliche Gewalt, wir wollen aber auch nicht, daß aus dem „Umsturz“ ein Popanz gemacht werde, mit dem man Philister und Kinder zur Wahlurne zu scheuchen vermeint.

Die gegen den Umsturz predigen, sollen uns zuvor genau sagen, was sie darunter verstehen, und dann werden wir sehen, ob ihre Ansicht vom Standpunkt des Ganzen aus zu billigen oder vielleicht eine Trivialität ist. Denen, die mit dem „Umsturz“ Vorstellungen verbinden an die Schreckensherrschaft von Robespierre und an die Pariser Kommune oder wenigstens an die Barrikadenkämpfe von 1848, setzen wir eine andre Umsturzerklärung entgegen und geben ihnen auf, den Autor zu raten, wenn sie ihn nicht wissen. „Im Kampfe vollzieht sich überhaupt die weltgeschichtliche Bewegung; aus den verfallenden Bildungen geht ein neues Dasein hervor, das zugleich Weiterentwicklung und recht eigentlich Umsturz ist.“ Das bedenkliche Wort ist nicht von Marx oder Lassalle, sondern von dem alten königstreuen und konservativen Historiker Leopold von Ranke, dem Gesinnungsgenossen des Fürsten Bismarck, der es als eine Frucht tiefsten Studiums und reifster Weisheit in seinem hohen Alter niedergeschrieben hat; es steht im achten Teil seiner Weltgeschichte, Seite 162. Übrigens erinnert es lebhaft an das viel bekanntere:

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,  
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

So können wir nur wiederholen, daß wir die rechte Mittellinie, von deren Innehaltung wir eine heilsame Entwicklung unsrer Zukunft erwarten, allein in rechtzeitigen und zweckmäßigen Reformen erkennen können. Wir müssen durchaus den sozialen Zwiespalt im Innern überwinden; unsre geographische Lage, die uns natürliche Grenzen versagt und uns acht andre Völker zu Nachbarn gegeben hat, hat uns auf Einigkeit und eigne Kraft verwiesen bei Strafe innern und äußern Ruins. Wir müssen es wieder und wieder sagen, einen Aufruhr fürchten wir keineswegs, aber ein Wörth, ein Spichern, ein St. Privat und ein Plewna stürmt man nur mit Männern, die ihr Leben freudig für Kaiser und Vaterland einsetzen und hingeben.

Dreimal haben wir Deutschen in den letzten anderthalb Jahrhunderten einen Anlauf genommen, das Herrenvolk zu werden, das wir sein könnten, das wir einst

waren und wieder werden müssen; das erstemal in der Glanzperiode König Friedrichs des Einzigen, das zweitemal in den Befreiungskriegen, das drittemal etwa vor einem Menschenalter. Jedesmal nach dem kräftigen Aufschwung glaubte man die entfesselten Geister wieder zähmen zu müssen. Die letzte Zeit Friedrichs ist durch Unterdrückung jeder Selbständigkeit, Bevormundung und Polizeiplacereien gekennzeichnet; üppig schossen Materialismus und Sentimentalität zumal bei den obern Klassen ins Kraut, und die Früchte zeigten sich in der Neutralitätspolitik des Basler Friedens und im Unglücksjahre 1806.

Wie herrlich hat sich dann nach der strengen aber heilsamen Fremdherrschaft der preußische Geist gezeigt, als der König vertrauensvoll das ganze Volk zu den Waffen rief! Wie hingebend, stark und treu war doch dies Volk, wie stolz und kühn, wie sicher und mannhaft traten seine Führer auf, ein Stein und Blücher, ein Gneisenau und York! Und wie ist es gekommen, daß sich auf diesen ganzen Volksfrühling ein zäher und giftiger Mehltau legen konnte? Angstliches Festhalten an veralteten, nicht mehr zeitgemäßen Formen und Mißtrauen bei den Regierenden, egoistisches Festhalten an ihren Privilegien bei den obern Klassen waren wohl die wichtigsten Hindernisse der damals notwendigen Reformen, wie sie es vielleicht immer sind. Wir können heute kaum den Grad der Spannung und Verhetzung aus den Ursachen begreifen. Und doch empfindet man noch jetzt Entrüstung, wenn man erfährt, daß das Koblenzer Hauptquartier Gneisenaus, den Treitschke den eigentlichen Besieger Napoleons genannt hat, in gewissen Berliner Kreisen — gutgefunte und Patrioten nannten sie sich selber, Maulwürfe nennt sie ein geistvoller Gegner — als „Wallensteins Lager“ bezeichnet wurde. Und wie hoch mußte die Verbitterung über die Zustände gestiegen sein, wenn Prinz Wilhelm von Preußen — unser alter Heldenkaiser — 1824 schreiben konnte: „Was unsre äußere Lage betrifft, so muß ich leider ganz der Ansicht beitreten: Hätte die Nation 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert, solches Resultats halber? Die Aufstellung jener Frage verpflichtet auf das heiligste, einem Volke von elf Millionen den Platz zu erhalten, den es durch Aufopferungen erlangte, die weder früher gesehen worden sind, noch werden gesehen werden.“ — Und Sybel charakterisirt die Lage Deutschlands: „nach innen unfruchtbar und despotisch, nach außen abhängig und wehrlos.“ Beides hängt in gewissem Grade zusammen.

Heute haben so ziemlich alle Wünsche Erfüllung gefunden, die man damals den Demagogen als Hochverrat anrechnete. Leider ist uns aus jener Zeit eins geblieben, das Mißtrauen und die Spaltung zwischen Regierenden und Regierten; die verspätete, erzwungne und widerwillig durchgeführte Reform von 1848 hat das nicht auszugleichen vermocht. Jene Zeit des leidenschaftlichen Vorwärts- und Zurückdrängens von Reformen, ohne den rechten Entschluß zu finden, bietet außerordentlich viel Analogien mit der Gegenwart, möchte man ihre Lehren doch beherzigen! Erst nach dem Jahre 1866 haben uns König, später Kaiser Wilhelm und Bismarck einen neuen Aufschwung gegeben und uns damit zum Teil von den Nachwirkungen jener Zeit erlöst. Das Jahr 1870 war vielleicht zu schön und zu herrlich und hat uns zuviel auf einmal gebracht; schon sehr früh hat der alte prächtige F. Th. Vischer in seinem „Auch Einer“ prophezeit, daß wir einen häßlichen materialistischen Bußen davon tragen würden, von dem uns nur ein schwerer äußerer Krieg befreien könnte. An dem bösen Wurm sind manche vielversprechende Früchte zu Grunde gegangen. Heute halten wir eine Heilung ohne Krieg für möglich; manche Zeichen

deuten auf Besserung. Aber eine günstige innere Entwicklung ist eine unbedingte Notwendigkeit. Sollen wir uns endlich auf der Welt den Herrenvölkern als völlig ebenbürtig fühlen, und beanspruchen wir, von ihnen als paros und nicht nur als eine etwas bessere Art von Hindu angesehen zu werden, so müssen wir auch daheim entsprechend erzogen und behandelt werden. Hier vor allem liegen die Keime, aus denen sich unsre Weltmacht entwickeln kann. Vertrauen erzeugt Vertrauen.

Zur Gewerkvereinsfrage. Ein Privatdozent an der Universität Greifswald, Dr. Josef Schmöle, arbeitet an einem umfassenden Werke über Die sozialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland seit dem Erlasse des Sozialistengesetzes. Der erste, vorbereitende Teil (Jena, Gustav Fischer, 1896) behandelt die Geschichte dieser Gewerkschaften seit 1868 und die Rechtsprechung in Sachen gewerkschaftlicher Organisationen. In der Einleitung führt der Verfasser aus, wie die Sozialdemokratie daran schuld sei, daß bei uns die Gewerkvereine nicht zu solcher Ausbreitung, Wirksamkeit und Macht hätten gelangen können wie in England, meint aber, es werde bei uns auf einem Umwege schließlich daselbe erreicht werden wie in England. „Indem sich unter dem Drucke der sozialdemokratischen Massenbewegung tiefgreifende Umgestaltungen vollziehen, tritt der auf immer größere Machtentfaltung des Kapitals gerichteten Tendenz unsrer Zeit ein paralytisirendes Element entgegen, und ohne daß es im entferntesten beabsichtigt wäre, wird, aller revolutionären Phrase zum Trotz, von der Sozialdemokratie selbst ganz allmählich hingearbeitet auf die Hebung der untern Volksschichten in ihrer Gesamtheit; und da gleichzeitig den befähigtesten Elementen des Arbeiterstandes durch die sozialdemokratische und gewerkschaftliche Propaganda immer reichlichere Gelegenheit geboten wird, sich hoch über den Durchschnitt zu erheben, eine angesehenere Stellung unter der übrigen Arbeiterschaft zu gewinnen und mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechts sogar zu unmittelbarer Mitwirkung bei der Gesetzgebung und der staatlichen Verwaltung zu gelangen, so rücken Gefahren allgemach in weitere Ferne, deren Abwendung noch bei Entstehung der sozialdemokratischen Bewegung für unmöglich gehalten wurde. Was erreicht die Sozialdemokratie damit aber wesentlich verschieden von den Erfolgen der Trade-Unions Englands auf sozialem Gebiete?“ Diese unbeabsichtigten Erfolge der Sozialdemokratie brächten es auch mit sich, daß sich die Stellung der Partei zu den Gewerkvereinen geändert habe; während diese anfangs nur dazu benutzt worden seien, die politisch gleichgiltigen Arbeiter für die Partei einzufangen, sinke jetzt, wo die Unerreichbarkeit der politischen Ziele der Sozialdemokratie erkannt werde, diese zum Nährboden der Gewerkschaftsbildung herab. Im historischen Teil der Arbeit hat uns besonders zweierlei interessiert; ein Urteil über die Sozialdemokratie, das die Volkszeitung im Jahre 1868 bei einem Wiener Arbeiterfest ausgesprochen hat: es sei begreiflich, daß man in dem zurückgebliebenen Oesterreich noch fürchte, „was bei uns bereits zur Komik herabgesunken ist“; dann der Abschnitt, worin dargestellt wird, wie die auf Vernichtung der Fortschrittspartei abzielende, von der konservativen Partei und von den Behörden begünstigte „Berliner Bewegung“ die Sozialdemokratie gefördert hat. Das Verhalten der Polizeibehörden und mancher Gerichte in Gewerkvereins-sachen wird zwar wegen der Verquickung der Gewerkschaftsbewegung mit der Sozialdemokratie entschuldbar gefunden, aber doch für verwerflich erklärt, nicht bloß weil es das Vertrauen des Volks auf die Rechtspflege erschüttert, sondern auch weil nun die Sozialistenführer in der Lage sind, alle Schuld an dem revolutionären Charakter der Arbeiterbewegung auf die Behörden abzuschieben, die eine auf Besserung der Lage der Arbeiter innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung ge-

richtete gesetzliche Bewegung unmöglich gemacht hätten. Der Verfasser giebt indes die Hoffnung nicht auf, daß es noch zu einer solchen kommen werde. „Nach der beginnenden Erweckung des Klassenbewußtseins, schreibt er S. XIII der Einleitung, nach den Vorarbeiten zur Erzeugung eines Gesamtwillens im Arbeiterstande und nicht zum wenigsten nach der angefachten Erbitterung gegen die Kapitalsherrschaft ist auch heute noch eine Möglichkeit vorhanden, daß eine gewerkschaftliche Bewegung mit geradezu elementarer Gewalt von dem Zeitpunkte an zum Durchbruch gelangte, wo die Einsicht allgemein würde, daß der Ausbau von Berufsvereinigungen eine unerläßliche Voraussetzung weiterer Fortschritte der arbeitenden Bevölkerung bildet.“



## Litteratur

Jahrbuch für den Oberbergamtsbezirk Dortmund. Nach den Akten des königlichen Oberbergamts zu Dortmund und Benützung andrer authentischer Unterlagen zusammengestellt von Dr. jur. Weidtmann, königlicher [en!] Oberbergat zu Dortmund. Dritter Jahrgang. Mit einer kolorierten Karte des Ruhrkohlenbeckens. Essen, G. D. Bädcker, 1897

Das Buch ist ein aus amtlichen Quellen geschöpftes reines Nachschlagebuch ohne Raisonnement und Tendenz, wenn man nicht etwa das Lob des Syndikats im Vorwort tendenziös finden will. Es giebt Auskunft über die Behörden und die unter der Aufsicht des Oberbergamts stehenden Anstalten, über das Rheinisch-westfälische Kohlsyndikat und die übrigen Verkaufsvereinigungen, enthält eine Nachweisung über die gezahlten Arbeitslöhne und die zahlreichen Bergpolizeiverordnungen, endlich ein Verzeichnis der Bergwerke des Bezirks in alphabetischer Ordnung mit Angabe der Rechnungsabschlüsse, Kurse usw. Das Jahrbuch legt Zeugnis ab von dem erfreulichen Fortgange der Produktion und wird allen Aktionären, Aktientäufern und sonstigen Interessenten sehr nützlich sein. Der Sozialpolitiker wird freilich eine nicht ausschließlich aus amtlichen Quellen geschöpfte Ergänzung dazu wünschen, aus der unter anderm zu ersehen wäre, wie und in welchem Umfange die vor-  
trefflichen Bergpolizeiverordnungen ausgeführt werden. Anlässlich des letzten furchtbaren Unglücks auf der Zeche Verein. Karolinenglück erhebt die deutsche Berg- und Hüttenarbeiterzeitung wiederum die Anklage, daß es an der Ausführung fehle. Eine Gerichtsverhandlung wird ja wohl darthun, was an dieser Anklage wahres ist, aber rein aus den Fingern gesogen ist sie nicht, denn sie beruht auf den Aussagen zweier Sachmänner, die sich an den Rettungsarbeiten beteiligt und dabei den Zustand der Grube in vieler Beziehung vorschriftswidrig gefunden haben. \*) Die Löhne entsprechen der Schwierigkeit, Wichtigkeit und Gefährlichkeit der Arbeit keineswegs. Der Jahresverdienst der Steinkohlenbergleute betrug im Jahre 1895 nach der Tabelle des Jahrbuchs auf Seite 106 bis 107 für die Klasse a (unterirdisch beschäftigte eigentliche Bergarbeiter) im Bezirk Dortmund 1114, in Niederschlesien 796, in Oberschlesien 740 Mark. Wie der Bericht auf Seite 110 zu der Angabe ge-

\*) Eine der in diesem Bericht angeführten Ordnungswidrigkeiten, die massenhafte Ansammlung trocknen Kohlenstaubes, ist in der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses am 24. Februar vom Minister Brafeld ausdrücklich zugegeben worden, und nach dessen Rede sah sich der Abgeordnete Gothein veranlaßt zu bemerken: was helfen die besten bergpolizeilichen Vorschriften, wenn sie nicht befolgt werden.